

Heft 8/2011

Germanistik in der Schweiz

Zeitschrift der
Schweizerischen Akademischen
Gesellschaft für Germanistik

Herausgegeben von Michael Stolz und Robert Schöller

Sonderdruck

germanistik.ch
Verlag für Literatur- und Kulturwissenschaft

Von Dialektologie und Sprachgeschichte

Ein Programm

von ELVIRA GLASER

Dialectology and language history have been considered as supplementary sub-fields of linguistics since earlier times. My paper demonstrates, first of all, their close correlation by one of the latest research topics from the field of syntax. Empirically oriented and methodologically related to variational linguistics, dialectology blends excellently into current linguistic research paradigms. The dialectological research in Switzerland, while benefiting from the excellent local resources, provides also opportunities for dialogues with interested public. Whereas the regional linguistic-historical sources have been used extensively for research into the origins of German writing in recent years, the exploration of the linguistic development during the early modern period still appears to be a desideratum.

1983 hat STEFAN SONDEREGGER, dessen Lehrstuhl an der Universität Zürich ich vor 16 Jahren übernommen habe, folgende programmatische Äusserung gemacht: «Die Dialektologie des Deutschen ist [...] ein Grundpfeiler für die Sprachgeschichtsschreibung des Deutschen.»¹ Dieser Richtlinie folge auch ich seit langem, wenn mich auch meine Forschungen im Einzelnen auf andere Wege geführt haben als diejenigen, die von meinem Vorgänger in Zürich beschritten worden sind. Auch schon die Vorgänger meines Vorgängers waren mit Dialektologie und Sprachgeschichte beschäftigt, mal mehr mit dem einen, mal mehr mit dem anderen.² ALBERT BACHMANN war Chefredaktor des Schweizerischen Idiotikons und Herausgeber der bis heute bedeutenden Reihe der «Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik», in der Lehre hatte er aber praktisch keine dialektologischen Veranstaltungen angeboten. Sein Nachfolger RUDOLF HOTZENKÖCHERLE, einer der Begründer des «Sprachatlas der deutschen Schweiz» (SDS),³ hatte sich dann neben der sprachgeschichtlichen Lehre ganz stark der

1 STEFAN SONDEREGGER: Leistung und Aufgabe der Dialektologie im Rahmen der Sprachgeschichtsschreibung des Deutschen, in: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Zweiter Halbband, hg. von WERNER BESCH u. a., Berlin u. a. 1983, S. 1526–1547, hier S. 1547.

2 Einen umfassenderen forschungsgeschichtlichen Rückblick bietet STEFAN SONDEREGGER: Germanistische Sprachwissenschaft im 20. Jahrhundert. Aufbruch zu neuer Vielfalt, in: Die Germanistik am Ende des 20. Jahrhunderts. Drei Reden von Karl Bertau, Bernhard Böschenstein, Stefan Sonderegger, Lausanne 2000, S. 39–61.

3 Sprachatlas der deutschen Schweiz. Begründet v. HEINRICH BAUMGARTNER und RUDOLF HOTZENKÖCHERLE. In Zusammenarbeit mit KONRAD LOBECK, ROBERT SCHLÄPFER, RUDOLF TRÜB und unter Mitwirkung v. PAUL ZINSLI, hg. v. RUDOLF HOTZENKÖCHERLE, 9 Bde., Bern/Basel 1962–2003.

dialektologischen Forschung verschrieben. Noch heute besitzt die Bibliothek des Deutschen Seminars die Bände des Sprachatlas aus den Lebzeiten HORTZENKÖCHERLES teilweise zehnfach, was von einer mündlichen bibliothekarischen Tradition auf die direkte Einbeziehung in seine Lehrveranstaltungen zurückgeführt wird. STEFAN SONDEREGGER verlagerte das Schwergewicht wieder stärker auf die sprachgeschichtliche Seite. Das Althochdeutsche, insbesondere Notker von St. Gallen, stand nun – neben der Namenforschung – im Fokus des Interesses. Es war nie meine Absicht, eine bestimmte Konzeption meiner Vorgänger weiterzuverfolgen, aber die Idee, dass Dialektologie und historische Sprachwissenschaft zusammengehören, verbindet mich zweifellos mit ihnen und kann als eine gewisse Lehrstuhltradition gesehen werden.

Während die historische Sprachwissenschaft als Teilgebiet der germanistischen Linguistik mittlerweile als gut etablierte Disziplin gelten kann, wenn sie auch zeitweise in den Siebzigerjahren stark ins Hintertreffen geraten war, so scheint es, dass sich die Dialektologie immer wieder rechtfertigen muss. Dass es hier Skeptiker gibt, lässt sich aus dem Titel eines jüngsten Vortrags unseres Freiburger Kollegen WALTER HAAS entnehmen: Er hat 2009 auf der Zürcher Tagung der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen einen Vortrag zur Frage gehalten: «Ist Dialektologie Linguistik?»⁴ Diese Frage mag manchem völlig absurd vorkommen, es ist aber eine Frage, die tatsächlich in vielen akademischen Zirkeln im Raum steht und gelegentlich auch ausgesprochen wird. Mit Dialektologie verbinden viele Volksverbundenheit, vielleicht bis hin zur Volkstümelei, Konservatismus, wenn nicht Rückwärtsgerandtheit in verschiedener, jedenfalls auch methodischer Hinsicht, und eine eher emotionale als wissenschaftliche Haltung gegenüber dem Forschungsgegenstand. Die Skepsis gegenüber der Dialektologie als wissenschaftlichem Gegenstand kann in Zusammenhang gebracht werden mit der Geringschätzung des Dialekts als einer *low variety*, wie das zumindest für Deutschland gilt, wo Dialekt weitgehend mit ländlich und sozial tiefstehend assoziiert wird. Das gilt nun bekanntlich für die Schweiz nicht, und die Dialektologie erfreute sich tatsächlich in der Vergangenheit eines erheblichen Prestiges. Das bestätigt erneut die Feststellung WERNER KÖNIGS, dass Wissenschaftszweige so viel gelten wie ihr Gegenstand.⁵ Was eben normalerweise bedeutet, dass Dialektologen als nicht ganz vollwertige Linguisten angesehen werden. Das Aufkommen der modernen Linguistik, die weitgehend bis in jüngste Zeit die Geringschätzung

4 Der Vortrag ist mittlerweile erschienen: WALTER HAAS: Ist Dialektologie Linguistik? In: Dynamik des Dialekts – Wandel und Variation. Akten des 3. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD), hg. von ELVIRA GLASER / JÜRGEN E. SCHMIDT / NATASCHA FREY, Stuttgart 2011, S. 9–22.

5 KÖNIG nennt es eine «Tatsache, daß die Bedeutung einer Arbeit daran gemessen wird, wie bedeutend und wichtig der beschriebene Gegenstand jeweils erscheint» (WERNER KÖNIG / RENATE SCHRAMBKE: Die Sprachatlanten des schwäbisch-alemannischen Raumes. Baden-Württemberg, Bayerisch-Schwaben, Elsaß, Liechtenstein, Schweiz, Vorarlberg. Buhl/Baden 1999, S. 36).

der Dialekte als solche und als Gegenstand der Linguistik übernahm und sich der synchronen Analyse der Standardsprache verschrieb, hat dann auch bei ihrer Rezeption in der Schweiz zu einer dialektologischen Krise oder zumindest einer Verunsicherung geführt.

Was nun die Frage von WALTER HAAS angeht, so stellte er abschliessend die Gegenfrage, «ob Linguistik ohne die dringenden Fragen, welche die Dialektologie seit ihrem Anbeginn umtreiben, überhaupt der Mühe wert sei».⁶ Seine Ausführungen sind als Plädoyer dafür zu verstehen, dialektologische Fragen und Gegenstände unbedingt im linguistischen Forschungskanon zu berücksichtigen. Hiermit ist der Bereich der sprachlichen Variabilität allgemein angesprochen. Gesteht man zu, dass es eine grundlegende Frage ist, wie sich die sprachlichen Individualsysteme zusammengruppieren lassen, oder anders herum gesagt, wie Verständigung trotz sprachlicher Variabilität möglich ist und diese sogar braucht, dann sind die Dialekte ein genuines linguistisches Forschungsgebiet, sogar ein besonders wichtiges. Ein bekannter amerikanischer Linguist, der auch eng mit der Zürcher Linguistik verbunden war, WILLIAM MOULTON, hat bereits in den sechziger Jahren die Wichtigkeit der Erforschung der Dialekte betont und diesbezüglich festgestellt: «Dialects are one of our great linguistic laboratories.»⁷ Und weiter schreibt er: «it [dialectology] enables us to take a large but still manipulable body of data and to subject it to intensive study. It permits, if you will, a kind of micro-study in depth of data that are homogeneous enough to be cohesive, but also heterogeneous enough to be interesting and revealing.»⁸ Hier ist die Tatsache angesprochen, dass die Dialekte in der Kleinräumigkeit der jeweiligen Entwicklungen ein ungeheures Reservoir darstellen zur Beobachtung der Möglichkeiten sprachlichen Wandels auf allen Ebenen. Das ist dann nicht nur für die Dialektologie selbst von Interesse, sondern gerade auch für die allgemein-linguistische Theoriebildung. Hier ist die Betrachtung der minimalen Unterschiede zwischen nah verwandten sprachlichen Systemen, wie sie die Dialekte darstellen, als sog. Mikrovariation oder *microvariation* sogar in Mode gekommen.⁹

Dialektologische Fragestellungen und Erkenntnisse lassen sich auch gut in Einklang bringen mit den Bestrebungen der letzten Zeit, die deutsche Sprachgeschichte nicht nur teleologisch als Herausbildung der Schriftsprache zu sehen, sondern auch die Frage nach den nicht erfolgreichen Entwicklungen, den losen Enden der Sprachgeschichte, zu stellen. Die aus dem Blickwinkel der Standardsprache lose erscheinenden Enden haben sich nämlich dialektal oft

6 HAAS: Ist Dialektologie Linguistik? [Anm. 4], S. 21.

7 WILLIAM G. MOULTON: Structural Dialectology, in: Language 44 (1968), S. 451–466, hier S. 451.

8 MOULTON: Structural Dialectology [Anm. 7], S. 461.

9 Man vgl. etwa: Microvariation in the quantificational domain. Special issue of Journal of Comparative Germanic Linguistics 12 (2009), ed. by ELLEN BRANDNER / HELMUT WEISS, mit weiterer Literatur.

noch weiterentwickelt und sind Bestandteile dialektaler Grammatiken geworden. Dialektologie und Sprachgeschichte stecken somit einen gemeinsamen Variationsraum historisch verwandter Varietäten ab. Dieser Sachverhalt liesse sich an einer Reihe von Beispielen illustrieren. Ich greife hier auf einen Problemkomplex zurück, mit dem ich mich bereits länger beschäftige.¹⁰

Das Neuhochdeutsche verfügt über ein Indefinitpronomen, das typologisch gesehen sehr auffällig ist, das Pronomen *welch*, wie im folgenden Satz:

- (1) Wer Kaffee möchte, kann sich selbst *welch* nehmen.

In dieser Verwendung tritt das Pronomen *welch* erst im ausgehenden Frühneuhochdeutschen auf. Im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen und selbst noch bei Luther gibt es keine Spur einer solchen Verwendung, die ich, ohne das hier genauer begründen zu können, indefinit-partitiv nenne, da sie bei zählbaren Objekten im Singular ausgeschlossen ist.

Die frühesten Belege stammen aus dem späten 16. Jh., sie vermehren sich erst am Ende des 17. Jhs:

- (2) Wer hat Würffel vnter vns? Ich habe heute *welche* gehabt (Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, Schauspiele, 1593)
- (3) Es meinen *welche* / sunt, qvi putent (Stieler, Der Teutschen Sprache Stammbaum II, Nürnberg 1691)
- (4) ich habe Aepfel/Birn, wollet ihr *welche*? ich will euch *welche* geben (M. Kramer, Dt.-It. Dict., 1700)
- (5) hast du nicht ein Bißgen Kreide? [...] hastu *welche*? (Christian Reuter, L'honnéte femme, 1695, S.142)

Für die spätere Zeit führt das Grimm'sche Wörterbuch zahlreiche weitere Belege an.¹¹

Die Sachlage einer relativ jungen Entwicklung führt zwangsläufig zur Frage, wo dieses Pronomen herkommt, das bis dahin weder in der hochdeutschen

10 Die folgenden Ausführungen greifen Überlegungen aus ELVIRA GLASER: Umbau partitiver Strukturen in der Geschichte des Deutschen, in: Sprachwissenschaft 17 (1992), S. 113–132, auf, worauf ich bezüglich detaillierter Informationen verweise. Sie sind in ähnlicher Weise am Kolloquium zum 80. Geburtstag von STEFAN SONDEREGGER am 26.6.2007 vorgetragen worden.

11 DWB, XIV,I *welch*, Untergruppe 2c. Zu Belegen des 18. und 19 Jahrhunderts vgl. auch F. BRANKY: Welche und Welches, in: Zeitschrift für den deutschen Unterricht 8 (1894) S. 115–118.

Schriftlichkeit aufgetreten war, noch, wie eine genaue Sichtung der dialektalen Verhältnisse zeigt, in den modernen hochdeutschen Dialekten zu finden ist (von mitteldeutschen Übergangsgebieten im Nordosten abgesehen). Auch die genannten frühesten Belege deuten in norddeutsches Gebiet bzw. in den mitteldeutsch-niederdeutschen Grenzbereich. Die dortigen Dialekte weisen das Pronomen *welch* beziehungsweise seine unverschobenen Entsprechungen (*welk*, *weck* u.ä.) ganz allgemein in indefiniter Funktion auf, um sowohl attributiv wie auch substantivisch beliebige Individuen einer Menge zu bezeichnen, wie beispielsweise in folgender schriftsprachlicher (6) und dialektaler (7) Verwendung:

(6) indem sie ongefehr zu *welchen* guten Freundinnen gefahren (Menantes, 1706)

(7) dor kaamt welke Lüd (Mensing 1935)¹²

Diese norddeutschen Verwendungen lassen vermuten, dass es sich bei dem heutigen *welch* um einen Einfluss des Niederdeutschen auf das Hochdeutsche, also ein Produkt des niederdeutsch-hochdeutschen Sprachkontakts handelt. Es bleibt dabei aber unklar, wieso das moderne neuhochdeutsch-standard-sprachliche *welch* nur im eigentlichen Sinn pronominal und nicht attributiv gebraucht wird, also es *dort kommen welche* heissen kann, aber gerade nicht *dort kommen welche Leute*. Einer Antwort darauf kommt man näher, wenn man prüft, wie denn die als indefinit-partitiv bestimmte Funktion des heutigen *welch* in den hochdeutschen Dialekten ausgedrückt wird. Der Einfachheit halber beschränke ich mich im Folgenden auf die Verhältnisse beim Objekt im Plural, also wie etwa in dem Satz *wir haben Äpfel, wollt Ihr welche?* Im hochdeutschen Raum ergeben sich diesbezüglich drei Grosslandschaften:

- a. eine südwestliche, die anstelle eines Pronomens systematisch eine Nullstelle hat, also *wir haben Äpfel, wollt ihr?* Hierzu gehört auch ein Grossteil des Schweizerdeutschen,
- b. eine südöstliche, die über einen morphologischen Plural des indefiniten Artikels verfügt, also *wollt Ihr eine?* (phonetisch realisiert als *oine*, *oi*, *oã* etc.),
- c. Im mitteldeutschen Raum finden sich *r*-haltige, z.T. auch vokalisierte klitische Elemente, wie *-a*, *-ra*, *-re* o.ä., die historisch als erstarrte Genitivformen eines Demonstrativ- oder Personalpronomens zu bestimmen sind, etwa *wollt ihr-ra?* oder *wolt-er-a?* o.ä. Entsprechende Genitivformen finden sich aber auch ganz im Süden des hochdeutschen Sprachge-

¹² OTTO MENSING: Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch, Bd. V, Neumünster 1935 [Neudruck Walluf 1973], Sp. 586f.

biets, im Alemannischen und auch im Südbairischen. Hier ein Beispiel aus dem Berndeutschen:

(8) Es wäri *re* [Frauen] scho gsi, wo ne hätti welle (nach Hodler 1969)¹³

Im eingangs erwähnten Sprachatlas der Deutschen Schweiz (SDS) lässt sich auf der Basis des Satzes *ich will auch* [nämlich *Kirschen*] die Verbreitung dieses enklitischen *-re* im Schweizerdeutschen gut erkennen.

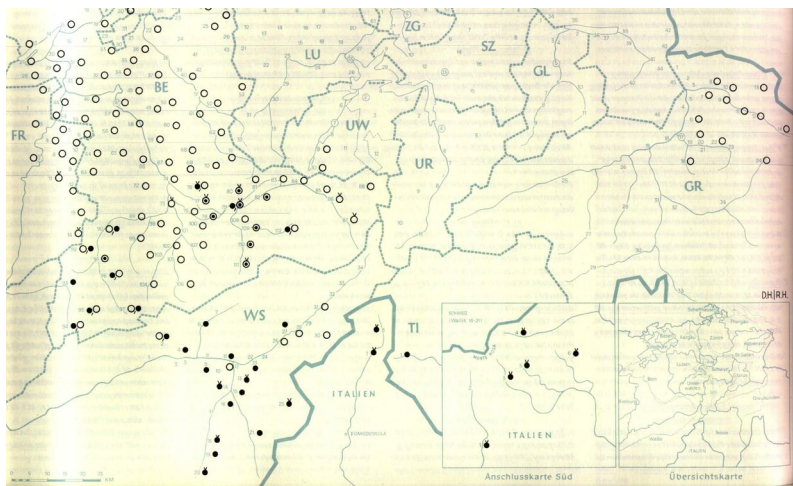


Abb. 1: SDS Band III, Karte 235 (Ausschnitt): Enklitisches ahd. *iro* Gen.Pl.

Die erkennbare räumliche Konstellation einer Verbreitung einerseits am Südrand und andererseits im nördlichen Hochdeutschen, lässt vermuten, dass es sich hier um einen Archaismus handelt, der in diese Randregionen des Hochdeutschen abgedrängt wurde. Tatsächlich finden sich in älteren Texten solche Genitivformen genau in den Funktionen, die später das indefinit-partitive *welch* aufweisen. So heisst es etwa im späten 17. Jh. in Grimmelshausens *Simplizissimus*:

(9) Ich [...] machte mich auff den Weg / Menschen zu suchen / biß ich deren finden möchte (*Simpl. I, XVIII*)

13 WERNER HODLER: *Berndeutsche Syntax*, Bern 1969, S. 402.

In frühneuhochdeutscher Zeit wird nun der Genitiv als Objektskasus generell allmählich durch den Akkusativ ersetzt.¹⁴ In unseren pronominalen Beispielen konnte dieser aber nicht eintreten, da sich dann nicht der geforderte indefinit-partitive Sinn ergeben hätte, sondern ein definitiver Bezug. Der Ersatz von *deren* durch *sie* hätte ja einen definiten Bezug auf <die Menschen> hervorgerufen. Genau in dieser Zeit des Umbruchs muss man sich das Eindringen des nördlichen Pronomens in der hochdeutschen Lautform *welch* in die Schriftsprache vorstellen. Es nahm die Stelle der beim Genitivverlust nicht einfach durch Akkusativformen ersetzbaren Pronomina ein. Tatsächlich ist das Eindringen von *welch* seit dem 17. Jahrhundert, also in der Folge des schwindenden Genitivs, zu beobachten.

Dialektal blieben aber isolierte versteinerte Formen bei den Pronomina teilweise erhalten, in Fügungen wie ich *han-ere*, *han-a* oder im Singular *ich ha-se* o.ä. Zur Aufnahme in die Schriftsprache wären die phonetisch stark reduzierten und variativen Formen *-ere*, *-a -sn*, *-es* usw. im Rahmen des Standardisierungsprozesses nicht in Frage gekommen.

Das Pronomen *welch* trat also an die Stelle der pronominalen Genitive, bei deren Abbau sonst eine syntaktische Leerstelle vorhanden gewesen wäre. Die pronominalen Genitive wurden nur dort durch *welch* ersetzt, wo ansonsten eine Satzgliedposition leer geblieben wäre. In Verbindung mit Zahlen oder bestimmten Adverbien wie *genug* konnten sie ersatzlos wegfallen: *ich habe deren fünf* > *ich habe fünf* oder *ich habe deren genug* > *ich habe genug*.¹⁵ So entstand aus der Füllung einer syntaktischen Leerstelle mit dem nordmitteldeutschen/niederdeutschen Indefinitpronomen das heutige partitiv-indefinite Pronomen.

Dass sich die einfache Lösung des generellen Schwundes der Pronominalgenitive nicht in der Schriftsprache durchgesetzt hat, anders als im Alemannischen, (vgl. oben a),¹⁶ dürfte damit zu erklären sein, dass im Standardisierungsprozess explizite Elemente meist einer Null-Markierung vorgezogen wurden. Hier bot sich das Pronomen *welch* an. Unterstützt wurde dieser Ersatz wohl auch durch die syntaktische Parallelität zu *kein*, die in Satzpaaren wie *ich habe welch* und *ich habe keine* zu erkennen ist.

14 Man vergleiche etwa OTTO BEHAGHEL: Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung, Bd. I, Heidelberg 1923, § 358, sowie GLASER: Umbau partitiver Strukturen [Anm. 10], für weitere Referenzen.

15 Im Schweizer Hochdeutschen sind diese pronominalen Genitive in der Form der Demonstrativpronomina allerdings erhalten geblieben. Es handelt sich hier um einen grammatischen Helvetismus.

16 Vgl. dazu auch ausführlicher ELVIRA GLASER: Die syntaktische Nullstelle – eine Kennform des Alemannischen? In: Alemannische Dialektforschung. Bilanz und Perspektiven. Beiträge zur 11. Arbeitstagung alemannischer Dialektologen, hg. v. HEINRICH LÖFFLER unter Mitarbeit von CHRISTOPH GROLIMUND / MATHILDE GYGER, Tübingen / Basel 1995, S. 65–79

Das indefinit-partitive *welch* verdankt seine Herausbildung damit insgesamt einer bestimmten inner- und aussersprachlichen Situation beim Abbau des genitivischen Partitivs. Es hätte grundsätzlich auch andere Alternativen gegeben, wie die Dialekte zeigen. Eine weitere Lösung, wie sie im Südoften des Sprachgebiets gewählt wurde, war der Einsatz des indefiniten Pluralartikels, worauf hier im Detail nicht weiter eingegangen werden kann.¹⁷ Generell kann man festhalten, dass die Verhältnisse in den Dialekten einen deutlichen Hinweis darauf geben, dass der Genitivverlust der ausschlaggebende Faktor der Veränderungen war, wobei die entstandene Situation je nach grammatisch-lexikalischen Rahmenbedingungen des jeweiligen Dialekts auf eigene Art weiterentwickelt wurde. Für die Schriftsprache kam dabei eine Lösung zum Tragen, die als solche nicht dialektal vorgegeben war. Der Einfluss der nordmitteldeutschen und norddeutsch-niederdeutschen Verhältnisse stimmt jedenfalls gut zu den bekannten Vorgängen der Schriftsprachentwicklung im 17. und 18. Jh.

Es liessen sich noch weitere Beispiele für das Zusammenspiel von Dialektologie und Sprachgeschichte bei der Erklärung sprachlicher Varianz in historischer und moderner Zeit hinzufügen, etwa was den Verlust der Adjektivkongruenz vom Althochdeutschen an und den späteren Aufbau von Koprädikativsystemen angeht, wie sie z. B. im Appenzellischen und Teilen des Bairischen noch bestehen.¹⁸ Der blosse Blick auf den Abbau der Kongruenz verstellt hier das Verständnis für die Entstehung neuer Funktionalisierungen. In diesem Zusammenhang konnte mithilfe der dialektologischen Untersuchungen sogar eine in der typologischen Literatur aufgestellte Generalisierung widerlegt werden, wonach Koprädikate niemals stärker als echte Prädikate markiert seien. Ich will mich hier aber mit der Vorstellung der Geschichte des Indefinitpronomens *welch* begnügen und hoffe, daran das Grundprinzip der Verbindung von diachroner Entwicklung und synchroner Varianz ebenso aufgezeigt zu haben wie die Notwendigkeit, auch Entwicklungsstränge, die nicht zur Schriftsprache führten, für die Erklärung des Sprachwandels zu berücksichtigen. Die historische Syntax kann sich aber bislang leider nur ungenügend auf dialektosyntaktische Vorarbeiten stützen, da die Syntax bis in die jüngste Zeit als Stiefkind der Dialektologie gelten musste. Die Beschäftigung mit der ebenfalls lange ver-

17 Vgl. dazu ELVIRA GLASER: Morphologie und Funktion des unbestimmten Artikels im Bairischen, in: Sprache an Donau, Inn und Enns. Vorträge des Symposiums zu Sprache und Kultur des altbairischen Raumes 1994, hg. von HANS-WERNER EROMS / HERMANN SCHEURINGER, Linz 1996, S. 149–169.

18 Dazu ausführlicher CLAUDIA BUCHELI BERGER / ELVIRA GLASER: Zur Morphologie des (ko)prädikativen Adjektivs und Partizips II im Alemannischen und Bairischen, in: Morphologie und Syntax deutscher Dialekte und Historische Dialektologie des Deutschen. Beiträge zum 1. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Marburg a. L. 5. – 8. März 2003, hg. von FRANZ PATOCKA / PETER WIESINGER, Wien 2004, S. 189–226. Lexikalisierte Bildungen wie *rücklings*, *rittlings*, *bäuchlings* zeigen Reste einer ansatzweise erfolgten Systematisierung der Markierung sekundärer Prädikate in der Schriftsprache mit anderen Mitteln.

nachlässigten Syntax der schweizerdeutschen Dialekte, der ich mich vor über zehn Jahren verstärkt zugewandt habe,¹⁹ stellt daher einen Mosaikstein in der Gesamtaufarbeitung des Variationsraums dar, wodurch schliesslich auch ein neuer Blick auf die historische Syntax des Deutschen ermöglicht werden soll.

Dialektologisch-sprachhistorische Forschung ist nicht nur gegenseitig fruchtbringend, sie ist im Übrigen auch dazu geeignet, linguistische Forschung und Ergebnisse in weitere Bevölkerungskreise hineinzutragen und damit die öffentlich finanzierte Forschung zumindest teilweise auch wieder in die Öffentlichkeit zurückzubringen. Der jüngste Beweis dafür wird durch den kürzlich erschienenen und gemeinsam von HELEN CHRISTEN, MATTHIAS FRIEDLI und mir erarbeiteten «Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz» (KSDS)²⁰ erbracht. Es sollte nicht nur darum gehen, die Verschiedenheit der schweizerdeutschen Dialekte auf verschiedenen Sprachebenen darzustellen, sondern wir haben uns bemüht, sprachgeschichtliche Information und Dialektologie so zu verbinden, dass die Zusammenhänge auch Laien verständlich gemacht werden können.

Die Karte «*schneien*» z. B. (KSDS, Karte Nr. 87, s. unten Abb. 2), die die lautlichen Unterschiede in der Aussprache des Verbs *schneien* mittels Farbflächen wiedergibt, erlaubt es, ein sprachgeschichtliches Phänomen, die Lautentwicklung der sogenannten Hiatusdiphthongierung, zu illustrieren. Die Karte stellt ein Beispiel für die bekannte Nord-Süd-Gliederung der schweizerdeutschen Sprachlandschaft dar, die in der Regel eine Folge davon ist, dass sprachliche Neuerungen aus dem binnendeutschen Sprachraum den südlichsten Raum nicht mehr erreicht haben. So ist es auch in diesem Fall, wo die Diphthongierung der mittelhochdeutschen hohen Langvokale *î, û, iu* [i:, u:, y:] zumindest in der sogenannten Hiatusposition, also vor Vokal, recht weit in das Alemannische vorgedrungen ist, aber eben doch nicht in die südlichsten Gebiete. Diese haben dann die alten Lautverhältnisse bewahrt, was sich in *schnüie* mit erhaltenem Langvokal zeigt.

19 Es handelt sich um das Projekt «Dialektsyntax der deutschen Schweiz», das von 2000–2008 vom Schweizerischen Nationalfonds gefördert wurde. Momentan wird die Publikation eines Atlasbandes vorbereitet, der sowohl die hier besprochenen Partitivreste (im Singular, in Ergänzung der SDS-Karte III 235 zum Plural) als auch die angesprochenen Koprädikativkonstruktionen umfassen wird. Zu den Einzelheiten des Projekts vgl. CLAUDIA BUCHELI / ELVIRA GLASER: The Syntactic Atlas of Swiss German Dialects: empirical and methodological problems, in: Syntactic Microvariation, ed. by SIEF BARBIERS / LEONIE CORNIPS / SUSANNE VAN DER KLEIJ, Amsterdam 2002 (Meertens Institute Electronic Publications in Linguistics, vol. II), S. 41–74, sowie die Webseite <http://www.ds.uzh.ch/dialektsyntax/publikationen.html>.

20 HELEN CHRISTEN / ELVIRA GLASER / MATTHIAS FRIEDLI: Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz, Frauenfeld 2010 (2011).

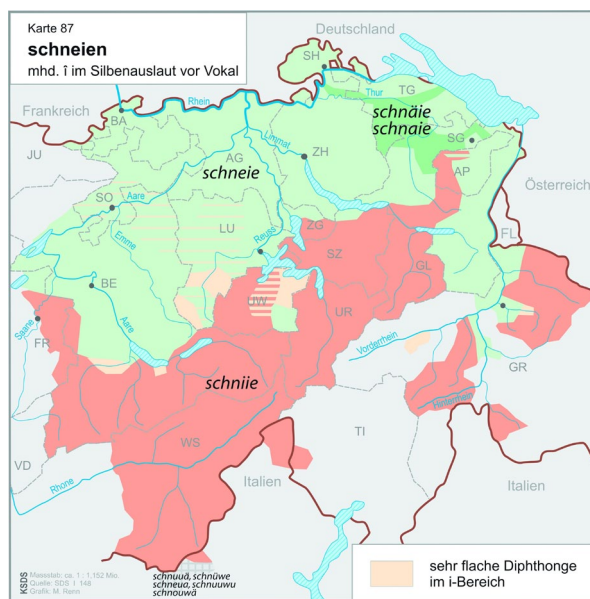


Abb. 2: KSDS-Karte schneien.

An solchen Beispielen lässt sich auch Laien plausibel machen, dass die Lautverhältnisse in den Dialekten nicht als bunter Wirrwarr zu verstehen sind, als der sie meist zunächst laienhaft wahrgenommen werden, oder gar als verdorbenes Hochdeutsch, eine Annahme, mit der man besonders in Deutschland oft konfrontiert wird, sondern dass sich die Dialekräume durch die regelmässige Durchführung oder eben das Unterbleiben einer Lautentwicklung konstituieren. Dabei brauchen unscharfe Grenzen und Variation nicht verschwiegen zu werden. Eine Karte wie die zur Aussprache von <schneien>, die die räumliche Verbreitung der Diphthongierung als Resultat eines regulär in der Hiatusposition beginnenden Wandels verständlich macht, stellt angewandte Sprachgeschichte dar.

Auch bei den Wortkarten haben wir versucht, nicht nur den Topos der Vielfalt aufzurufen sondern systematische Informationen zu vermitteln. Dazu gehört zum einen der Hinweis in den Kommentaren auf wiederkehrende sprachgeographische Muster, etwa die bekannte West-Ost-Gliederung, wie sie z. B. in den Wörtern für die Zwiebel erkennbar ist, wo östliches *Böle* o.ä. westlichem *Zibele* o.ä. gegenübersteht (Karte Nr. 51). Generalisierungen über verschiedene Karten hinweg sind schwieriger zu vermitteln, da die meisten Leser wohl nur Einzelkarten betrachten. Zu diesen finden sich in den Kommentaren wortgeschichtlich-etymologische Informationen über die einzelnen Wortfor-

men, wie etwa zum Lehnwortcharakter von *Zibele* (aus lat. *cepulla*) und zu den Schwierigkeiten der genauen Herleitung der Form *Böle*. So interessant diese Hintergrundinformationen im Einzelfall sein mögen und hoffentlich auch sind, so lässt sich im Einzelkommentar nur wenig über den Einzelfall Hinausgehendes vermitteln, ohne dass es für Laienleser zu komplex würde. Dennoch schien es uns angebracht, an einigen Stellen allgemeinere Überlegungen zur Entstehung von Heteronymie, und im konkreten Fall zu den Bedingungen für hochgradige Wortformenvariation im Schweizerdeutschen, unterzubringen, wie sie u. a. von ANDREAS LÖTSCHER²¹ angestellt wurden. Die Wortvarianten der *Ameise* (KSDS, Karte Nr. 56, s. unten Abb. 3) illustrieren den Fall einer wohl schon im Althochdeutschen nicht mehr verstandenen alten Wortbildung aus den Bestandteilen *ā-* und *meiza* (zu *meizan* <schneiden>), die zu vielfachen Neuinterpretationen führte, die im kleinräumig-familiären Umfeld sogar mit emotionalem Mehrwert verbunden sein können.

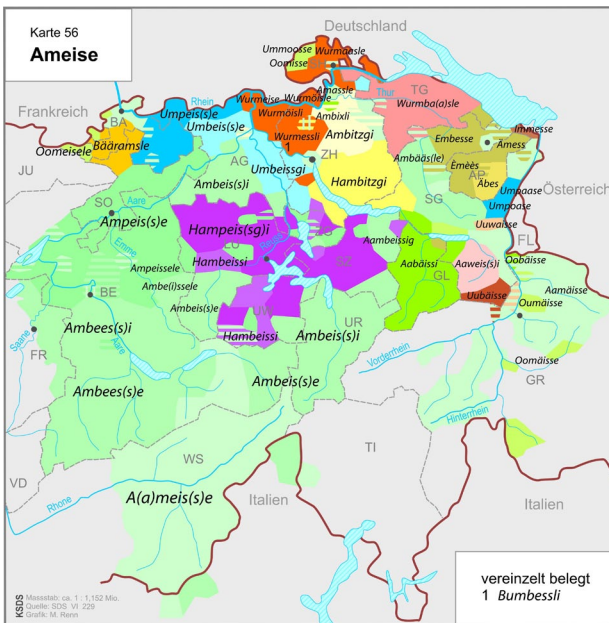


Abb. 3: KSDS-Karte *Ameise*.

21 ANDREAS LÖTSCHER: Areale Diversität und Expressivität im Dialektwortschatz, in: Bayerische Dialektologie. Akten des Internationalen Dialektologischen Konferenz 26. – 28. Februar 2002, hg. von SABINE KRÄMER-NEUBERT / NORBERT RICHARD WOLF, Heidelberg 2005, S. 303–311; DERS.: Wortgestalt und areale Diversität, in: Raumstrukturen im Alemannischen. Beiträge der 15. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie Schloss Hofen, Vorarlberg, 19. – 21.9.2005, hg. von HUBERT KLAUSMANN, Graz / Feldkirch 2006, S. 141–150.

In anderen Fällen kommen die Varianten schon durch vielfältige Benennungsmotive zustande, wie in dem Teil des Wortschatzes, der einen eher geringen Kommunikationsradius besitzt, etwa bei nicht zu den Nutzpflanzen gehörenden Pflanzen, wie dem Gänseblümchen (vgl. KSDS, Karte Nr. 48). Der Kontrast zur Bezeichnungshomogenität in anderen Bereichen, wie etwa den grundlegenden Konzepten ‹Haus›, ‹Wasser› oder ‹trinken›, ist offensichtlich. Die Aufmerksamkeit auf solche Differenzen und die Notwendigkeit einer linguistischen Erklärung zu lenken, ist eine Aufgabe der wissenschaftlichen Öffentlichkeitsarbeit. Abschliessend möchte ich noch den Blick auf die ältere Sprachgeschichte lenken, die auf den ersten Blick eine geringere Anbindung an dialektologische und regional gebundene Fragestellungen aufweist. Sie hat in Zürich, wie erwähnt, ebenfalls eine lange Tradition und es erscheint mir sinnvoll, auch diese Tradition als lokalen Schwerpunkt weiterzuführen. Die Forschungen über den Beginn der deutschen Sprachgeschichte und das Einsetzen der schriftlichen Überlieferung haben lange etwas darunter gelitten, dass es nur noch möglich schien, Altbekanntes in neuem Gewande wiederzuzählen. Man ging davon aus, dass die Quellen bekannt, ediert und vielfach untersucht seien. Wer der Wissenschaft nähersteht, weiss natürlich, dass gerade das Wiederaufgreifen von Altbekanntem unter neuen theoretischen Gesichtspunkten ein Motor des wissenschaftlichen Fortschritts ist. Insofern ist die immer wieder neue Beschäftigung mit denselben alten Quellen durchaus ein wichtiger Bestandteil unserer Wissenschaft. Fragt man nun aber doch nach neuen Quellen, dann sind solche, was das Althochdeutsche angeht, tatsächlich praktisch nur noch in einem Bereich zu finden. Das ist die althochdeutsche Glossographie, die sekundären volkssprachlichen Eintragungen in lateinische Texte zum Zwecke des besseren Verständnisses. Die Forschungen der letzten Jahrzehnte haben hier dazu geführt, dass man das lange Zeit gültige Bild der vom bairischen Freising im späten achten Jahrhundert ausgehenden frühen deutschen Schriftlichkeit, das Georg Baesecke in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts entworfen hatte, aufgegeben hat. Die Vorstellung des in der Folge von Kontakten mit dem oberitalienisch-langobardischen Kulturraum entstandenen sogenannten ‹Abrogans›, des mit althochdeutschen Wörtern ergänzten ursprünglich lateinischen Synonymenwörterbuchs als Beginn der deutschen Schriftlichkeit, ist allerdings immer noch in manchen Handbüchern präsent und verschwindet erst langsam zugunsten der Erkenntnis, dass die frühesten althochdeutschen Eintragungen im Zusammenhang der frühmittelalterlichen Missionierung standen.

Wir wissen heute, dass die frühesten Zeugnisse althochdeutscher Schriftlichkeit nicht aus dem bairischen Raum stammen, sondern aus dem später lange Zeit nicht mehr in Erscheinung tretenden westlichen Mitteldeutschen. Die ältesten originalen Eintragungen stammen aus Kölner und Echternacher Handschriften, sie könnten allesamt in Echternach entstanden sein. Das weist deutlich auf einen Zusammenhang mit der angelsächsischen Mission auf dem

Kontinent.²² Eine Besonderheit dabei ist, dass die allerfrühesten Zeugnisse nicht mit der Feder, sondern mit dem Griffel farblos eingetragen worden sind, wodurch sich erklärt, dass hier immer wieder noch neues Material auftaucht. Die Frage nach der Motivation dieser Schreibtechnik ist jedoch noch nicht restlos beantwortet.

Obwohl hier also sehr allgemeine Fragen der Verschriftung des Deutschen angesprochen sind und die Indizien für die früheste Zeit eher in den Nordwesten des hochdeutschen Sprachgebietes deuten, haben auch diese Forschungen seit meiner Tätigkeit in Zürich einen sozusagen Schweizer Impuls erfahren. Während ich mich zunächst v.a. mit bairischen Quellen beschäftigt habe,²³ lag es dann doch nahe, die Überlieferung im alemannischen Raum näher zu betrachten, auch wenn die im Mittelpunkt meines Interesses stehenden Griffelglossen hier zunächst eine geringe Rolle zu spielen schienen. In einem laufenden Forschungsprojekt (gemeinsam mit LUDWIG RÜBEKEIL)²⁴ konnte ANDREAS NIEVERGELT zur allgemeinen Überraschung in der St. Galler Überlieferung zahlreiche neue Griffelglossen entdecken, die teilweise sogar ebenfalls aus sehr

früher Zeit stammen, d. h. aus der Zeit um 800. Das zum Vorschein gekommene Material ist im Einzelnen natürlich von ganz unterschiedlicher sprachlicher Bedeutung.²⁵ So stellt etwa das in einem Hieronymuskommentar zum Matthäusevangelium interlinear eingeritzte Wort *morkan* für darunterstehendes lat. *cras* (Hs. St.G. 126, p.119, Z.14,

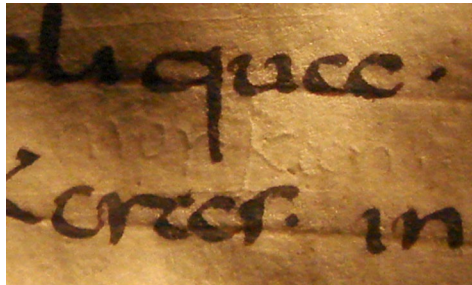


Abb. 4: St. Gallen Hs. 126, p. 119: interlineare Glosse *morkan* über lat. *cras* (Foto A. Nievergelt).

s. Abb.4)²⁶ als solches keine weltbewegende Neuigkeit dar. Die lexikalische Äquivalenz liegt auf der Hand. Hier besteht der Wert in der kulturgeschichtli-

22 Vgl. hierzu den kurzen Überblick bei ROLF BERGMANN: Die Anfänge volkssprachiger Glossierung in kontinentalgermanischen Dialekten, in: Die althochdeutsche und altsächsische Glossographie. Ein Handbuch, hg. von R. B. / STEFANIE STRICKER, Bd. II, Berlin / New York 2009, S. 1538–1541.

23 ELVIRA GLASER: Frühe Griffelglossierung aus Freising. Ein Beitrag zu den Anfängen althochdeutscher Schriftlichkeit, Göttingen 1996.

24 Es handelt sich um das im Rahmen des NFS «Medienwandel Medienwechsel Medienwissen» seit 2005 durchgeführte Projekt «Techniken und Praktiken mittelalterlicher kontinentalgermanischer Schriftlichkeit».

25 ANDREAS NIEVERGELT: Althochdeutsch in Runenschrift. Geheimschriftliche volkssprachige Griffelglossen, Stuttgart 2009 (ZfdA. Beiheft 11); DERS.: St. Galler Glossehandschriften, in: BERGMANN/STRICKER: Die althochdeutsche und altsächsische Glossographie [Anm. 22], S. 1462–1521.

26 Für die Erlaubnis zur Veröffentlichung danke ich der Stiftsbibliothek St. Gallen.

chen Erkenntnis, dass eben auch in St. Gallen in früher Zeit mehr Volkssprachliches niedergeschrieben wurde, als man bisher dachte. Die neu gefundenen Glossen, bei denen es sich häufig um Griffelglossen handelt, die man in hohem Masse als Originaleintragungen ansieht, ergänzen das Bild der bereits bekannten frühen Schriftlichkeit im St. Galler Skriptorium. Und es liegt ein weiteres Mosaiksteinchen vor, was die Beurteilung der genauen Funktionalität der althochdeutschen Glossierung angeht. Dazu gehört die Überlegung, warum ein doch recht einfach erscheinendes Wort wie lat. *cras* überhaupt glossiert wurde. Hier gibt es noch viel Forschungsbedarf, der u. a. auch im interdisziplinären Bereich einer Zusammenarbeit mit Mittellateinern und Mediävisten verschiedener Disziplinen liegt. So wie sich hier lokale Forschung mit allgemein diskutierten Fragen der Verschriftung der Volkssprachen im Frühmittelalter verbindet, so gilt das auch für die eingangs dargestellte Untersuchung sprachlicher Variation, bei der auf das Schweizerdeutsche zurückgegriffen wird, wie das auch schon von dem amerikanischen Linguisten William Moulton praktiziert wurde.

Zweifellos ist das skizzierte Programm eine individuelle Interpretation der Aufgaben germanistischer Sprachwissenschaft in der Schweiz. Es sollte nicht der Eindruck entstehen, dass hiermit die Gesamtsituation beschrieben würde oder dass dieses Programm als Forderung zu verstehen sei. Die Beschäftigung mit den reichhaltigen Ressourcen der hiesigen Dialekte und den Schätzen der Stiftsbibliothek in St. Gallen ist eben nur eine Art, in der Schweiz mit grosser Freude sprachwissenschaftliche Forschung zu betreiben. Es wäre mir aber als eine Art Verschwendung natürlicher Ressourcen erschienen, wenn ich das nicht so gemacht hätte. Und diese Ressourcen sind noch lange nicht ausgeschöpft, wenn man etwa an das Forschungsdesiderat der Aufarbeitung der komplexen spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Sprachverhältnisse in der Deutschschweiz denkt.²⁷ Dass diese linguistische Forschung methodisch auf dem internationalen Niveau sein muss und kann, habe ich nicht eigens erwähnt, das ist aber selbstverständlich. Es gibt keinen ersichtlichen Grund, weshalb regional basierte Forschung nicht international kompatibel sein sollte. Es sei denn, die Verwendung des Englischen als Wissenschaftssprache wird zu einer obligatorischen Vorbedingung internationaler Wahrnehmbarkeit, wie sich das in den letzten Jahren immer stärker auch in den Philologien andeutet. Damit ist aber ein anderes Thema berührt, das hier nicht mehr aufgegriffen werden soll.

27 Verdienstvollerweise hat sich WALTER HAAS immer wieder der Thematik angenommen, vgl. z. B. WALTER HAAS / JUDITH GUT: Zur regionalen Sprachgeschichte der Eidgenossenschaft – Zwei Fallbeispiele, in: Regionale Sprachgeschichte, hg. von WERNER BESCH / HANS JOACHIM SOLMS, Berlin 1998 (ZfdPh 117. Sonderheft), S. 4–19, sowie sein noch un abgeschlossenes Projekt der Erforschung der *Eidgenössischen Landspraach* (Die Schreibsprache der eidgenössischen Stände, untersucht an Missiven des 15. und 16. Jahrhunderts) [<http://lettres.unifr.ch/de/sprachen-literaturen/germanistik/personen/emeriti/haas.html#c13132>] [Zugriff 19.7.2011].

Heft 8/2011 – Aus dem Inhalt

PETER UTZ

Soll die Germanistik verschweizern?

ULRICH WYSS

Alte Germanistik? – Altgermanistik!

ELVIRA GLASER

Von Dialektologie und Sprachgeschichte. Ein Programm

SIMON BRÜHLMANN

Geschundenes Bild oder brutale Schrift? Textlinguistische Untersuchung anhand von Stefan Sagmeisters <AIGA Detroit Poster>

ROMAIN BÜCHI

Schrift und Notation

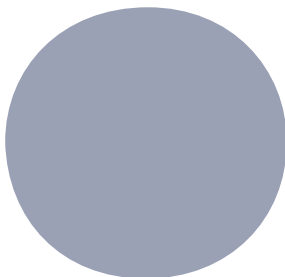
SIMONE EBERHART

Textdesign und Textwirkung

ALICIA SOLIS

«Die Schweizerinnen sind keine Schweizer.» Der öffentliche Diskurs über sprachliche Gleichbehandlung von Frau und Mann in der Schweiz

Germanistik in der Schweiz



ISBN 978-3-033-03167-8



9 783033 031678 >